

Schattenvolk

Can Xue

Schattenvolk

Aus dem
Chinesischen von
Eva Schestag



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Geschichten aus dem Slum	7		In der Nachbarschaft				
von Menschen	103		Die alte Zikade	119		Sumpfggebiet	129
Schuld	159		Die andere Seite der Wand	177			
Schattenvolk	185		Rabenberg	203		Welsfang	217
Glück	235		Lu'ers Kummer	245		Das alte Haus	265
Bekenntnisse eines Weidenbaums	285		Fremde	305			
Die Königin	325		Venus	351			

Geschichten aus dem Slum

Teil 1

Der Slum ist mein Zuhause. Ich wohne dort nicht in einem bestimmten Haus; solange es ein Zimmer mit einem Ofen gibt, kann ich überall bleiben. Hier wird Kohle gefördert, und alle lassen nachts ein Feuer an. Ich lege mich in eine Ecke der Herdstelle, um nicht zu frieren; nachts habe ich Angst vor der Kälte.

Am unteren Ende der Treppe ist eine große Senke, und genau in dieser Senke liegt der Slum. Für die Menschen ist dieser Ort eine Qual, besonders die Kinder finden nachts kaum Schlaf. Sie schreien vor Schreck auf, springen aus dem Bett und rennen barfuß aus dem Haus. Sie laufen und laufen durch die engen Gassen, sobald sie stehen bleiben, erstarren sie vor Kälte. Ihre Eltern kommen erst im Morgengrauen, um sie einzusammeln. Die Väter und Mütter sind ganz schwarze, ganz magere Leute, solche, in deren Gesichtern man nur noch die Augäpfel hin und her rollen sieht. Meiner Beobachtung nach schlafen sie nachts nicht wirklich, sondern liegen nur halb wach auf dem Bett. Obwohl sie halb wach sind, träumen sie viel, und nicht nur Eheleute reden miteinander im Traum, sondern auch zwischen Nachbarn ergeben sich hinter dünnen, aus Bambusstäbchen gewebten Trennwänden Gespräche. Sobald ich höre, worum es geht, weiß ich, dass es Traumreden sind. Manchmal streiten sie im Traum, prügeln sich, doch ihre Körper berühren sich dabei nicht, jeder Faustschlag geht ins Leere.

Ich habe vergessen, die Häuser zu erwähnen. Sie sind alle miteinander verbunden und in langen Reihen angeordnet. Haben diese Menschen ihre Häuser vielleicht aus Angst so gebaut? Ich habe das Gefühl, wenn man ein solches Haus bewohnt, dann ist

es, als lebe man mit allen anderen zusammen. Jedes Haus hat eine große Tür, doch die Zimmer darin haben nur wenige, kleine Fenster und sind dunkel und dämmrig. Im Winter kann ich mich nie ganz daran erinnern, welches Haus einen Ofen hat und welches nicht. Wenn ich aus Versehen in ein Haus ohne Ofen gehe, dann halten die kleinen Kinder im Haus oft meine Füße fest und lassen mich nicht wieder fort. Wenn ich mich gewaltsam befreie, reiße ich mir die Haut an den Füßen auf. Die Familien, die nicht am Herd kochen, essen wahrscheinlich rohe Speisen und sind nur deshalb so wild.

Die Hausratte lernte ich am helllichten Tag kennen. Am helllichten Tag war es im Haus nicht recht viel heller als nachts. Ich hörte etwas an einem Knochen nagen und dachte, es sei die Katze. Also sprang ich vom Ofen hinunter und lief hin, um nachzusehen. Ah, es war nicht die Katze, es war eine Hausratte, sie war doppelt so groß wie eine gewöhnliche Hausratte. Verdammt! Sie nagte an Großväterchens Ferse. Ich sah den nackten weißen Knochen, doch kein Blut. Die Hausratte war freudig erregt, zitterte am ganzen Körper, als knaknakna-knabbere sie am besten Knochen der Welt. Ich kannte Großväterchen ziemlich gut. Hinter dem Haus hielt er zwei Schweine, und gerade schrien sie in ihrem Stall vor Hunger. Er war doch nicht etwa tot? Ich lief ans Kopfende seines Betts und sah nach. Er war nicht tot, er spielte mit seiner Brille gegen Alterssichtigkeit. Normalerweise trug er diese Brille, wenn er mit einem Blatt Papier in Händen vor der Haustür saß und das Muster darauf betrachtete, sehr, sehr lange. Wie sollte er mit einer abgeknabberten Ferse seine Schweine füttern gehen? Schließlich war die Hausratte satt, drehte sich zu mir um, nickte unmerklich und fiel – beschämt über ihren vollgefressenen Bauch – mit einem Knall zu Boden. Ich fragte mich neugierig, wie sie wohl zurück in ihr Loch schlüpfen würde. In diesem Raum gab es vermutlich gar kein so großes Loch. Doch

die Hausratte schlüpfte in überhaupt kein Loch. Behäbig drehte sie eine Runde durch das Haus, und fast schien es, als habe sie Schmerzen vom vielen Essen. Bei dem Gedanken, was sie alles gefressen hatte, wurde mir speiübel. Nachdem sie ihre Runde gelaufen war, fühlte sie sich vom Essen müde, nickte gegen eine Wand gelehnt ein und würdigte mich keines Blickes mehr.

Großväterchen erhob sich vom Bett und wollte einen Lappen um seine Ferse wickeln, den er als Verband bereits zurechtgelegt hatte. Ritsch, ratsch zerriss er den Stoff und war offensichtlich gut bei Kräften. Er wickelte und wickelte, bis er seine Ferse zu einem großen Stoffbündel geschnürt hatte. Die Schweine im Pferch quiekten immer lauter, als würden sie gleich über den Zaun springen. Er stieg aus dem Bett. An den verletzten Fuß zog er keinen Schuh, sondern trat damit direkt auf den Boden. Tatsächlich ging er hinter das Haus, um die Schweine zu füttern. Was war hier eigentlich los? Warum hatte er zugelassen, dass die Hausratte an seinem Fuß nagte? War es möglich, dass dort ein Tumor wuchs und er die Hausratte einen chirurgischen Eingriff an sich vornehmen ließ? Was für eine beachtliche Willenskraft!

Als ich wieder auf die Hausratte blickte, stellte ich fest, dass ihr Körper ganz deutlich angeschwollen war und auch ihre Beine dick geworden waren. Ob das Zeug, das sie gefressen hatte, giftig war? Sie schlief. Ich fühlte mich bedrückt. Mit schwerem Herzen ging ich vor die Tür, um Luft zu schnappen. Der Winter war vorbei. Die Kinder, die draußen hin und her ranneten, wollten nicht ins Haus zurückkommen. Manche schliefen sogar am Straßenrand. Ihre Eltern hatten es gar nicht eilig, sie hereinzuholen, und ließen sie so lange schlafen, wie sie wollten. Die Kinder mussten ohnehin nicht arbeiten. Wenn sie nicht herumliefen, schliefen sie. Manche konnten wahrscheinlich Tag und Nacht nicht voneinander unterscheiden, was sie nicht weiter interessierte. Es gab nur eine Sache, die sie interessierte, und das war die Ankunft des Schubkarrenkonvois. Wenn der Konvoi

von Schubkarren, die Getreide geladen hatten, mit quietschenden Rädern durch die engen Gassen gefahren kam, liefen alle Kinder herbei, kletterten jeweils auf einen Karren und setzten sich stolz und hohen Mutes auf das Mehl. Die Kärner, die aus fremden Provinzen stammten, lächelten geradeheraus und jagten sie nicht fort. Dem Hörensagen nach stammten sie aus den Ebenen von ewigem Schnee und Eis. Beim Abladen des Mehls rannten die Kinder weg. Die stirnrunzelnden Eltern öffneten die Türen weit und taten so, als sei ihnen das Getreide gleichgültig. »Wie ist das Wetter im Norden?«, fragten sie die Kärner. »Es wird noch einen Kälteeinbruch geben.«

Für gewöhnlich bleibe ich nicht allzu lange bei einer Familie wohnen, um zu vermeiden, dass sie mich als Mitglied ihres Haushalts behandeln. Doch ich brauche nur einmal aufzutauchen, da bemerken sie mich schon. Sie stellen mir Reste auf den Herd, und ich komme in der Stille der Nacht, um sie mir zu holen. Die Sache mit dem Essen erfüllt mich immer mit Scham, in der Hinsicht gab es zwischen mir und den Hausratten einen himmelweiten Unterschied. Ich esse ganz vorsichtig, gebe dabei möglichst keinen Laut von mir, doch in Wirklichkeit bin ich so gierig, dass ich die kleinen Teller ganz sauberlecke. Was das Essen anbetrifft, so gibt es keine Familie, die mich schlecht behandelt. Was immer sie essen, sie geben mir etwas davon ab. Natürlich sind es stets nur Reste. Wofür halten sie mich wohl? Sehr selten höre ich, wie sie über mich sprechen. Sie verwenden nur kurze Sätze, um auszudrücken, wie sie mich wahrnehmen: »Schon gekommen?«, »Ja.« »Schon gegessen?« »Ja, ratzeputz!« Sie haben großes Mitgefühl mit mir, aber das wollen sie keinesfalls aussprechen. Diese knappen Gespräche in dem stockdunklen Raum klingen für mich wie ein Donnerschlag. Vom Boden aus auf den Herd zu springen, kostet mich sehr viel Kraft. Das bemerken sie und rücken einen Schemel an den Herd. Sie sind

mir gegenüber derart rücksichtsvoll, dass es zu einer mentalen Last für mich wird. Ich will kein zu enges Verhältnis mit ihnen, insbesondere will ich nichts mit ihrem familiären Krach zu tun haben, ich meine den Krach, den die Kinder mitten in der Nacht auslösen. Von welchen Dämonen werden die Kinder denn erschreckt? Ist das Zuhause in ihren Augen etwa der Ort, an dem sich Dämonen verstecken? Fühlen sie sich denn, nachdem sie hinausgelaufen sind, in Sicherheit? In solchen Momenten stehen die Mütter in der weit geöffneten Tür und rufen immer wieder: »Komm zurück, mein Schatz, wohin willst du denn?« Die Beine dieser Mütter zittern, sind sie überhaupt wach?

Früher war ich diese Treppe viele Male hinaufgestiegen, um dem Wirrwarr hier unten zu entkommen. Die Sonne schien, und die zarte Haut auf meinem Rücken wurde rissig. Auf der großen Straße hatte ich auf einmal keinen Schatten mehr, ach! Ich ging und ging auf der asphaltierten Straße, mein Mund war trocken und ausgefranst, alles, was ich suchte, war ein schwarzdunkler Ort, um mich auszuruhen und einen Schluck zu trinken. Doch wo in dieser Stadt gab es einen dunklen Ort? Die Außenmauern der Häuser waren ganz aus Glas, die Dächer aus einem Metall, das in Flammen aufzugehen drohte, wenn die Sonne darauf brannte. In jedem dieser Häuser waren Menschen, die sich still und schweigsam bewegten. Sie trugen zwar irgendwelche Lumpen, die wohl eine Art Kleidung waren, doch ich vermochte durch sie hindurch ihre inneren Organe und ihr Knochengestüt zu sehen. Ich stieß eine Glastür auf und ging hinein. Sofort war mir, als träte ich in einen großen Ofen, als schlugen mir Hitze- wellen entgegen, die alle Flüssigkeit in meinem Körper verdunsten ließen. Eilig machte ich kehrt, lief in Richtung Ausgang und stieß dabei mit ihr zusammen – der Hausratte. Wachsam und kampfbereit, wie mit gezücktem Schwert, hielt sie sich an der Tür. Ihr Fell glänzte ölig, ihre Augen leuchteten, und sie schien

eigens für dieses Glashaus geboren zu sein. Ich erinnerte mich daran, wie sie an Großväterchens Ferse nagte, und wagte nicht, mit ihr die Klängen zu kreuzen. Ich tat so, als sei nichts geschehen, und ging einfach weiter. Doch wie sollte ich das Gefühl haben, es sei nichts geschehen? Die Haut an meinem gesamten Körper drohte sich abzulösen. Ich hörte in dieser Halle den Wiederhall vieler, vieler Echos, und mir wurde schwindelig. Meinen letzten Mut zusammennehmend hob ich den Kopf und blickte auf und, ja, ich sah ... ich sah diesen Traum, diesen Traum, der sich nachts hinter all den anderen Träumen verbarg. Dann begann ich zu weinen. Doch meine beiden kleinen Augen blieben trocken, hatten keine Tränen. Ob ich bald tot sein würde? In der Halle herrschte ein unablässiges Kommen und Gehen von Leuten, diesen durchsichtigen Kerlen. Beim Vorbeigehen streiften sie mich manchmal, und dabei nahm ich ihren trockenen, klaren Duft wahr und spürte, dass diese Menschen keinerlei Flüssigkeit im Körper hatten, so dass sich für sie auch nicht das Problem des Verdunstens stellte. Ich aber stank. Obwohl ich gleich tot sein würde, stieg mir der üble Geruch meines Körpers immer noch schubweise in die Nase. In dem Moment hörte ich die Tür, die Hausratte zog sie auf. Ich nahm all meine Kraft zusammen und stürzte an ihr vorbei hinaus. Ihr Blick strafte mich mit Verachtung. Wie mochte sie wohl die Tür aufgezogen haben? Sie war doch so winzig klein?

Draußen war es viel angenehmer. Man war zwar der sengenden Sonne ausgesetzt, doch die Temperatur war deutlich niedriger. Ein Zwerg gab mir ein Eis am Stiel, ich nahm es und hatte es mit ein, zwei Happen aufgeessen. Die asphaltierten und betonierten Straßen waren von ofenartigen Glashäusern gesäumt, nirgendwo gab es ein Versteck. Ausnahmslos schwarz gekleidete Menschen hasteten vorbei, sie wirkten gefasst, keiner von ihnen schwitzte. Man konnte vielleicht sagen, dass aus ihrem Blick Kälte drang. Sie erinnerten auch an die Menschen in den Glas-

häusern. Ob das wohl eine andere Art von Menschen war, oder ob die Menschen, sobald sie diese betraten, durchsichtig wurden? Mir kam eine gängige Metapher in den Sinn: »Arm und Reich leben unter zwei Himmeln.« Ich wollte wieder nach unten gehen, hier oben hielt ich es nicht aus.

Den Kopf zwischen den Schultern vergraben rempelte ich jemanden an, der daraufhin stolperte und langsam fiel. Ich sah, wie er dabei die Augen zur Sonne rollte und sprach: »Kalt, es ist kalt ...« Er blieb liegen, woran dachte er bloß? Ich hielt mich nicht damit auf, ihn noch länger zu beobachten, ich musste weitergehen, um nicht wie er hinzufallen. Er rief mir hinterher: »Du hässliches Wesen!« War ich hässlich? Ich hatte keine Ahnung, das war mir ganz neu.

Ah, endlich zurück! Wie gut, zurück zu sein. Zuerst einmal in Großväterchens Futtertrog eintauchen, die Haut befeuchten. Das tat wirklich wohl, machte gute Laune! Doch warum grunzten diese zwei Schweine nur unaufhörlich? Gab es wieder etwas Dringendes? Ich ging in Großväterchens Zimmer und sah, dass er sich gerade den Fuß einwickelte. Neben ihm saß sein Enkel, der krakeelend verlangte, Großväterchens Wunde zu sehen. Dieser ausgemergelte Junge, der so heimlich und verstohlen tat, hatte noch nie einen guten Eindruck auf mich gemacht. Als Großväterchen mit dem Einwickeln fertig war, zerrte der Junge an dem Verband, verhedderte alles, wälzte sich auf dem Boden und sagte, wenn er ihm die Wunde nicht zeige, solle er zur Hölle fahren! Schließlich saß der Verband fest, und Großväterchen stand auf, um die Schweine hinter dem Haus zu füttern. Der Junge hockte mit weit aufgerissenen Augen in einem dunklen Winkel, was sah er bloß? Ha, er krabbelte unter das Bett, versteckte er sich? Ich hörte, wie Großväterchen den Schlunz in den Schweinetrog goss, und ich hörte einen Konvoi von Schubkarren vor dem Haus vorbeifahren. In diesem Haus fühlte ich mich heute nicht sicher, ich musste mir einen anderen Ort zum Aus-

ruhen suchen. Mit diesem Gedanken stahl ich mich aus der Tür und schlüpfte in das gegenüberliegende Haus.

Die Familie hier hielt keine Schweine, aber sie hatte eine schwarze Ziege. Diese schwarze Ziege war ganz mager, sie war hinter dem Haus festgebunden und knabberte an einem Rettich. Womit wurde sie wohl normalerweise gefüttert? Sie musterte mich und hörte auf, an dem Rettich zu knabbern. Obwohl ihre Füße festgebunden waren und sie keinen Schritt laufen konnte, fühlte sie sich in keiner Weise minderwertig, im Gegenteil, ihr Blick war so strahlend, dass ich anfang, mich minderwertig zu fühlen. Mir kamen die Speisen in den Sinn, die die Leute normalerweise für mich zubereiteten, sie waren alle fein säuberlich auf Tellern angerichtet, doch ihr gaben sie nur einen alten, mickerigen Rettich. Ob sie deshalb so hochmütig war?

Der Besitzer des Hauses feilte unter dem Licht einer Acetylenlampe einen Schlüssel, auf dem Tisch lag eine kleine Schraubzwinde. Er feilte und feilte blitzschnell, und das schneeweiße Licht, das auf sein grimmiges Gesicht fiel, ließ ihn aussehen wie einen Geist. In einer Holzschachtel lagen die Schlüssel, die er bereits gefeilt hatte, es waren Hunderte. Welche Schlösser mochten all diese Kupferschlüssel wohl öffnen? Ich hatte solche Schlösser nie gesehen, aber vielleicht existierten sie auch gar nicht. In dem Haus roch es nach Schwefel, ich begann zu niesen, nieste und nieste, der Rotz lief mir dabei aus der Nase in den Mund. Schließlich gewöhnte ich mich daran. Ich kletterte nicht den Herd hinauf, sondern blieb auf dem Schemel hocken und ruhte mich aus. Da hörte ich, wie der Hausherr und die Hausherrin sich unterhielten. Die Hausherrin saß im Dunkeln und putzte Gemüse. Ihre Stimme war ganz schwach, zunächst sah ich sie gar nicht.

»Also ich, ich habe mich einfach gebückt und es aufgehoben. Was immer es auch war, ich habe es aufgehoben und erst einmal mit nach Hause genommen.« In ihrer Stimme schwang Selbstzufriedenheit.

»Das hast du richtig gemacht«, sagte der Mann dumpf.

»Anfangs ging ich immer ganz weit hinaus, als hätte ein Geist an meinen Füßen gezogen.«

»Dieser Geist war doch ich.«

»Das Haus war voll von diesen Dingen.«

»Dazwischen herumzugehen war jedenfalls gut.«

»Eigenartige Dinge! Allein bei dem Gedanken schauert mich. In dem Jahr, als ich aus Longxian eines mitbrachte ...«

Ihre Unterhaltung brach abrupt ab. Der Hausherr hörte auch auf zu feilen. Eine Sache verwirrte mich: Redete das Ehepaar im Schlaf? Es ist nämlich nicht allzu lange her, dass ich hörte, wie die beiden sich im Traum über diese Sache unterhielten. Was machten sie jetzt bloß? Sie horchten ganz aufmerksam auf diese Ziege. Die Ziege schien draußen gegen die Mauer zu rammen, immer wieder. Ob das Seil gerissen war? Die zwei hatten ein wirklich schwarzes Herz. Die Ziege rannte noch eine Weile gegen die Mauer, dann hörte sie auf. Vielleicht hatte sie sich verletzt. Der Hausherr begann erneut, Schlüssel zu feilen. Auf dem Kupfer erzeugte die Feile ein schrilles Geräusch, das mich beinahe um den Verstand brachte. Ich hielt mir den Kopf und stürzte hinaus.

Das Hanfseil am Bein der Ziege war gerissen, doch sie lief nicht weg. Sie reckte ihren Kopf in Richtung schwarzes Haus und schaute und schnupperte an allem. Sie war wirklich eine Sklavennatur. Da kam die Hausherrin heraus, um den Arm hatte sie ein neues Seil gewickelt. Die Ziege wollte weglaufen, doch die Hände der Frau packten sie mit eisernem Griff. Sie weinte erbärmlich, als ihr Bein wieder festgebunden und das Seil um die alte, scheußliche Wunde gewickelt wurde. Als die Herrin zurück in ihr Haus ging, schien die schwarze Ziege alle Lebenskraft verloren zu haben, sie lag wie ausgepumpt reglos auf dem Boden. Ich konnte es nicht mehr mit ansehen, hockte mich neben sie und versuchte, das Seil durchzubeißen. Es war ein neues

Hanfseil und ziemlich stark, aber meine Zähne sind auch nicht schlecht. Ich hockte also da und biss und träumte zugleich. In meiner Phantasie verhalf ich der schwarzen Ziege wie einem Bruder zur Flucht ans östliche Ende des Slums, wo es einen leeren Schweinestall gibt, in dem früher ein geflecktes Schwein aufgezogen und später mit irgendetwas vergiftet worden ist. Dort finden wir Zuflucht und leben in gegenseitiger Abhängigkeit. Ich nehme sie überallhin mit, sodass sie keinesfalls in Sklaverei endet. Als ich mir das alles ausdachte, bekam ich einen heftigen Schlag auf den Kopf und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Es war die Ziege, die mich mit dem Bein, das nicht festgebunden war, bösartig getreten hatte. Es tat so unbeschreiblich weh, dass ich mich im Dreck wieder und wieder hin und her wälzte. Als der Schmerz endlich ein wenig nachließ, hielt ich meinen Kopf und stöhnte schwach, und erst da bemerkte ich, dass die schwarze Ziege einfach dastand, als sei nichts geschehen. Dieser Bursche war eine Ausgeburt der Bosheit. Warum hielt man hier im Slum ein derartiges Tier? Schwer zu sagen, gab es nicht auch unter den Hausratten solche Typen? Wenn man keinen Umgang mit ihnen pflegte, dann begriff man auch nicht, wie böse sie im Grunde ihres Herzens waren. Der Bursche stand tatsächlich einfach da, als sei nichts geschehen, sonnte sich und knabberte hin und wieder an einer bereits stinkenden Karotte. Seine Gemütsverfassung war genauso wie die der beiden im Haus, wahrhaft geheimnisvoll.

Irgendetwas stieß und stieß mich in den Rücken, es war der Zwerg. Gehörte der Zwerg nicht nach oben, wie war er hierhergekommen? »Ich bin mit dem Lift heruntergefahren«, sagte er. »Dieses Gerät hat den Vorteil, dass es mich zugleich oben und unten sein lässt. Also deine Haut ist zu weiß.« War meine Haut weiß? Meine Haut war gelb wie die Erde, warum redete er so einen Unsinn? Lassen Sie mich nachdenken, richtig, er war farbenblind, womöglich waren alle Leute, die in den Glashäusern

wohnten, farbenblind. Der Zwerg und die schwarze Ziege sahen einander kurz an. Ich hatte den Eindruck, sie tauschten Blicke aus. Vielleicht war ich auch überempfindlich. »Ich bin der Sohn einer Familie hier unten«, sagte er. Dieser Satz überraschte mich. Sohn? Warum hatte ich ihn noch nie gesehen? »Weil ich im Lift stecke, hahaha!«

Der Zwerg nannte mich »Maus«. Über diese Anrede war ich ganz und gar nicht glücklich. Warum sollte ich eine Maus sein? Ich war doch viel größer als eine Maus. Er ließ mich zusammen mit sich selbst ins Haus treten. Als wir hineingingen, waren die beiden Hausbesitzer wer weiß wohin verschwunden, es herrschte vollkommene Stille. Ich begann wieder zu niesen. Der Zwerg sagte, der Hausbesitzer streue zur Desinfektion immer Schwefelpulver aus, er fürchtete nichts so sehr wie den Tod. Kaum hatte der Zwerg diesen Satz beendet, stieß er plötzlich einen seltsamen Schrei aus und stürzte mit dem Gesicht voraus zu Boden. Ich bückte mich, um nach ihm zu sehen, da bemerkte ich erst, dass seine Fußknöchel mit einem Fahrradschloss an dem eckigen Tisch befestigt waren. Wer hatte das getan? Unter dem Tisch war die Holzschachtel, in der all die Hunderte von Schlüsseln lagen, die der Hausherr gefeilt hatte. Ich schob dem Zwerg die Holzschachtel vor die Augen, so dass er sich aufrichten und ausprobieren konnte, welcher Schlüssel das Schloss öffnete. In dem Moment versetzte mich der Raum in Angst und Schrecken. Hätte nicht die schwarze Ziege draußen zweimal geschrien, hätte ich fast vermutet, sie habe dem Zwerg einen bösen Streich gespielt. Die Geschwindigkeit, mit der er die Schlösser aufzuschließen versuchte, wurde immer größer, und er wurde zunehmend ungeduldig. Dutzende von Schlüsseln hatte er bereits auf den Boden geworfen. Ganz undeutlich dämmerte es mir, ich musste sofort weg von hier.

Ich rannte nach draußen und lief direkt Großväterchen über den Weg. Nach wie vor war Großväterchens Fuß mit einem dre-

ckigen Stofffetzen unwickelt, und in der Hand hielt er einen Gehstock. Im Unterschied zu vorher war jetzt das andere Hosenbein mit ziemlich viel Blut bespritzt. Er zeigte auf das Haus und sagte, ich solle hineingehen und schauen. Vorsichtig stieß ich die Tür auf, und kaum hatte ich den Kopf hineingesteckt, zog ich ihn erschrocken wieder zurück. Wovor hatte ich Angst? Es war doch gar nichts in dem Raum, er war völlig leer, nicht einmal Möbel standen darin. Großväterchen kam auf mich zu und sagte: »Also der Schlüssel, der ist hier.« Welcher Schlüssel? Ich verstand nicht. Dann fügte er hinzu: »Der Schlüssel, den du suchst, den hat A-yuan genommen.« Ich warf noch einmal einen Blick hinein, konnte aber seinen Enkel nicht sehen. Auf den Stock gestützt überquerte er die Straße – ging er zu dem Zwerg?

Ich lief weiter, immer weiter geradeaus. In diesem Slum ist es so, dass die Sonne plötzlich herauskommt und sich ebenso plötzlich wieder zurückzieht. Hier ist es überall düster und dunkel, besonders außerhalb der Häuser. Und in den Häusern ist es mehr oder weniger genauso, es herrscht die gleiche Dunkelheit, die man nicht mehr spürt, sobald man sich daran gewöhnt hat. Ein kleines Kind lag am Straßenrand und schlief. Es sah ein wenig aus wie A-yuan, doch es war bestimmt nicht A-yuan. Wer also war es? Mir fielen vor allem die Knöchel seiner nackten Füße auf, sie waren ganz wund gerieben. Ob das Spuren von einem Seil waren? Ich stupste gegen seinen Kopf, da spuckte er eine ganze Reihe von Blumennamen aus und lachte. Ein Ferkel kam herbeigelaufen, es war das gefleckte Schweinchen, das Großväterchen hielt. Das Ferkel beschnupperte den Jungen und lief wieder weg, da lachte der Junge noch mehr. War das überhaupt ein Lachen? Ein »kikikiki«, das kaum nach einem Lachen klang. Gehörte er denn in dieses Haus da? Die Tür stand offen, ich ging hinein.

Da ich mich plötzlich müde fühlte, kletterte ich auf den fremden Herd hinauf und legte mich schlafen. Kaum war ich einge-

nickt, kam der Hausherr und machte Feuer. Der Hausherr war ein Metzger mit einem langen Bart. Er zog eine rotglühende Zange aus dem Feuer und hielt sie mir vors Gesicht. Ganz leicht streifte die Feuerzange dabei meinen Pelz auf der Brust, und es roch verbrannt. Gerade als ich dachte, er wolle mich töten, ließ er die Feuerzange fallen und setzte sich auf den Boden. Im vorderen Zimmer sangen Kinder. Zarte Stimmen erhoben sich in dem trostlosen Raum, als nahe der jüngste Tag. Ich blickte wieder auf den Metzger, sein Bart zitterte, welche schrecklichen Erinnerungen mochten ihn wohl plagen? Ich sprang vom Herd hinunter, doch er rührte sich nicht, als habe er mich nicht gesehen. Als ich in das vordere Zimmer schlüpfte, waren die Kinder schon weg, und ich sah nur noch die Silhouette eines Mädchens. Ich dachte, es sei die Tochter des Metzgers, die vielleicht jede Nacht im Traum das heiße Blut aus dem Hals der Schafe spritzen sah. Ob dieser Traum der Grund war, warum sie Kinderlieder sang? Wer stieß mich da in den Rücken? Ha, es war schon wieder der Zwerg, er hatte das Schloss endlich geöffnet. »Schau, er ist auch da«, sagte er zu mir. Das kleine Kind, das wie A-yuan aussah, war hereingeschlüpfte. Dann machte es »peng«, der Metzger hatte die Tür verriegelt! Wir waren alle drei eingesperrt. Der Knabe schluchzte gequält, doch der Zwerg hielt ihm den Mund zu und versuchte, ihn zu beruhigen. Auch mir war nach Weinen zumute, als ich an die rotglühende Feuerzange dachte. Was trödelte der Metzger nur so lange in der Küche herum? Endlich hörte der Junge auf zu weinen, und der Zwerg sagte: »Ich bin wirklich froh.« Vielleicht war er froh, zu sehen, dass wir erledigt waren, während zu seiner Rettung schon bald der Lift kommen würde. Jetzt saß er auf einem Stuhl und hielt den Jungen im Arm. Der Kleine schluchzte leise an seiner Brust, wobei seine Schultern sich gleichmäßig hoben und senkten. Plötzlich fiel mir ein, dass er es gewesen sein könnte, der mir dort oben, sozusagen in dem Ofen, ein Eis am Stiel gegeben hatte. Der Zwerg war wirklich barmherzig.

Der Metzger ließ sich überhaupt nicht sehen. Der Knabe (der Zwerg nannte ihn Gu) lag in den Armen des Zwergs und sprach im Traum. Er sagte, dass er selbst der Lift sei und ziemlich viele Leute hier auf ihn angewiesen seien und ohne ihn nicht leben könnten. Er spuckte im Traum große Töne, und der Zwerg stimmte mit ein: »Ja, ja. Du bist ja so ein hübscher, kleiner Junge.« Plötzlich riss Gu sich von ihm los, ritzte ihm mit irgendetwas übers Gesicht, und der Zwerg fiel auf der Stelle um. Gu hielt das Ding in seiner Hand hoch, so dass es hell aufblitzte. Endlich konnte ich es erkennen, es war ein Kupferschlüssel. Der Zwerg lag stöhnend am Boden und sagte leise immer wieder: »Ach Gu, ach Gu.« Wie konnte ein Schlüssel nur solch eine vernichtende Kraft haben? Ich dachte an den Mann, der die Schlüssel feilte. Es war ein schweigsamer Mensch mit vielen senkrechten Furchen im Gesicht. Seine Hände waren wie das Wurzelwerk eines alten Baums. Einmal hatte ich beobachtet, wie er eine ziemlich große Feile entzweigebrochen hatte. Den Schlüssel hoch erhoben kam Gu auf mich zu. Zuerst wollte ich mich verstecken, aber dann tat ich es doch nicht. Ich wollte sehen, wie groß die Zerstörungskraft dieses kleinen Dings tatsächlich war. Doch als Gu dicht vor mir stand, reichte er mir den Schlüssel und bedeutete mir durch Gesten, dass ich mit dem Schlüssel auf ihn einstechen sollte. Der Schlüssel war groß, er sah aus wie ein kleines Messer. Ich stand völlig ratlos da. Aus der Küche hörten wir den Metzger, der Geräusche machte, als sei er wütend. Wollte er uns verjagen?

In dem Moment, als ich den Schlüssel in seinen Hals stecken wollte, ergriff er ihn mit beiden Händen und stieß ihn selbst ganz tief hinein. Das Blut strömte hervor, und er sank sanft neben dem Zwerg zu Boden. Mich ekelte so, dass ich mich umdrehte und mich übergab. Da stieß der Metzger die Küchentür auf und kam herein. In der Hand hielt er die rotglühende Feuerzange. Er hob sie vor mein Gesicht, aber ich duckte mich ganz schnell weg. Da roch ich wieder den Gestank meines verbrann-